



Der schwarze Zahn.

Eine Erzählung aus Sumatra von H. Terlinde.

In der holländischen Sozietät von Debbing Doe, einem Dorfe Sumatras erzählt man sich oftmals die sonderbare Geschichte von Sally van Beerenbroek und dem Zahn des Tigers.

Dieses Geschehnis liegt schon einige Jahre zurück, aber ich glaube, es wird noch lange in der Erinnerung der Leute bleiben, nicht nur deshalb, weil es unglaublich erscheint und ein fast rätselhaftes Spiel des Schicksals aufweist, als auch deshalb, weil es bis ins Letzte Wirklichkeit und daher wahr ist.

Sally van Beerenbroek hatte schon frühzeitig die Plantage übernehmen müssen; aber Sally war eine tapfere und äußerst mutige Frau geworden. Man schätzte und liebte sie in allen Kampongs und niemand gab es, der diese brave junge Frau nicht schon von weitem grüßte, wenn er ihr auf einem ihrer vielen Ritte in ihrer großen Plantage begegnete.

Sally machte alle Gefahren mit, wie es in Sumatra keinem erspart bleibt; ihr Blick war geschärft, ihr Arm stark, und außerdem besaß sie eine ausgezeichnete Leibwache, die für sie durch das Feuer ging.

Und eines Tages war Sally auf die Tigerjagd gegangen; ein Tiger hatte schon sehr viel Schaden auf ihrem Gebiet angerichtet und sollte endlich unschädlich gemacht werden.

Zeit drei Tagen kampierte Sally schon tief im Dschungel, ohne daß der Tiger gesichtet werden konnte. In der Begleitung Sallys befand sich ein großer, starker Mann, Surja, den man im entferntesten Kampong als den besten und sichersten Dschungelführer kannte; auf ihn konnte sich Sally verlassen. Man nannte Surja den „Tiger“, denn sein Oberarm zeigte die große blanke Narbe eines Tigerbisses, eines Tigerzabnes, aber Surja sprach davon fast niemals.

Surja hatte sich auch für diese dritte Nacht verabschiedet und hatte sich in der Nähe der Kulis eine Hütte gebaut. Es war sehr heiß und dunstig; Sally hörte den Regenpfeifer vom sandigen Ufer herauf. Ueber den Kronen der Pandanuspalmen stand eine verwirrende hellsternige Nacht; große, dunkle Käfer liefen laut lärmend über das trodene Geäst der Hütte.

Wann würde der starke, scharfsichtige und mutige „Tiger“ das Zeichen zum Beginn der Jagd geben?

Aber der „Tiger“ zögerte. Er war immer wieder nach kurzer Anschau zurückgelehrt und die Jagd auf den nächsten Tag verschoben. Die junge Sally ließ es geschehen; auf den „Tiger“ konnte sie sich verlassen.

Plötzlich riß das Mädchen die Augen auf. Draußen brannte ein Tag empor. Sie sprang auf, schlüpfte aus dem Moskitoneß und da war es wieder Nacht; eine schwere, bange, rätselhaft matte Nacht, die alles niederdrückt, brutal, schlimmer als die Hitze des tropischen Tages. Und dennoch wieder flammte es draußen auf. Die Kuli lärmten vor der Hütte, die Hindu schrien, Aufse in grellem Malayisch drangen herein, eine Hölle schlug wie eine Brandung über das Dach hinweg, füllte den kleinen Raum. Das Geschrei erschreckter Tiere jagte wie toll durch die Nacht, die Luft wurde dick. Qualm kletterte an der Erde . . . Feuer!

Sally fühlte die Arme eines Mannes, sie hoben sie hoch, drückten sie fest an den Leib und trugen sie fort. Es war Surja.

Die Wände der Hütte fielen auseinander. Einige Schritte weit — der Malayische plötzlich stehen. Er ließ das Mädchen langsam zu Boden. Der beßende Geruch eines wilden Tieres war in der Nähe.

Als Sally aufschau, blickte sie in die glühenden, flammenden Augen eines Tigers. Sie tastete nach ihrer Waffentasche; aber sie war leer. Da schob sie der starke Malayische ein wenig zurück.

Der Tiger, dessen runder Schädel dem Boden nahe war, setzte zum Sprunge an. Surja bückte sich ein wenig. In seiner Linken sah ein langer, scharfer Dolch. Aber Surja rißte ihn nicht. Seine halbgeschlossenen Lider öffneten sich langsam, und der Blick seiner funkelnden Augen hing an dem blanken Gebiß des Tigers. Die Eckenzähne standen im Quadrat; in diesem Augenblick bemerkte Surja den rechten Reißzahn; er war dunkelbraun, schwarz. Seine Linke holte aus, aber der Tiger verschwand im näherkommenden Qualm trodener Rohrhaufen.

Surja trug das Mädchen in seine Hütte.

„Was machen Sie da?“, fragte Sally am nächsten Tage, als sie bemerkte, wie Surja den Saronggürtel fester band und den scharfen Dolch dazwischensteckte.

„Er ist da!“, sagte der „Tiger“ kurz.

„Ben meinen Sie?“

„Haben Sie ihn nicht gesehen?“

Sally sah das heimliche Funkeln in den Augen des Malayen.

„Ben meinen Sie?“

Surja zeigte auf die großen blanken Narben seines rechten Oberarmes.

„Ihn . . . den Tiger . . .“

Er schwieg; dann sagte er:

„Ja. Er war es, der damals das junge Kampong überfiel, mit ihm kamen ein Duzend Elefanten und zerstampften die Bungalows der Weißen.“ Surja hielt ein, seine Linke griff nach dem Dolch, und der Blick seiner dunklen, von Blitzen durchflogenen Augen drang den Dschungeln entgegen.

„Damals . . .“, erzählte Surja in seinem guten Englisch, „damals führte ich noch die Weißen in Bambuswägelchen spazieren. Damals brach der Tiger aus den Dschungeln, ich führte eben eine schöne, weiße Frau im Ritschah . . . der Tiger schlug mich zu Boden. Man trug die weiße Frau schwerverwundet fort. Ich mußte flüchten . . . Ich sah es: der Tiger hatte einen schwarzen Zahn. Nahelange suchte ich die Dschungel ab. Verliehen Sie mich? Ich lernte die Dschungel kennen; und die Europäer brauchten meine Führerdienste. Man nannte mich Ohm Tiger . . . da . . .“

Er hob langsam den rechten Arm.

„Die weiße Frau hatte mich gut behandelt. Ich durfte in der Nähe ihres Bungalows sein. Ja, hörte sie Lieder singen. Eines davon ging so:

Vom Bungalow ein blaues Meer
Sibistus duftet süß und schwer.
Und Palmen stehen hoch am Strand.
Und dennoch deut ich an ein fernes Land,
die Heimat!

Der Tiger hatte dies alles mit einem Schlag seiner Pranken zerstört. Nicht nur

Menschen, auch das gute, zufriedene Leben. Nun ist er wieder da . . . Verstehen Sie?"

Surja schwieg.

"Ich habe noch einen Weg, Sally. Allein. Sie fahren sofort in die Kampongs zurück!"

Ehe Sally noch ein Wort sagen konnte, fiel die dicke Matte hinter dem Malaien nieder. Und Sally sah den starken, kühnen Mann langsam, mit leichtem, gewiegentem, flüchtigen und doch sicherem Schritt den Dschungeln zugehen.

Die zwanzig Kulis fuhren das Mädchen in raschem Lauf in die Kampongs zurück . . .

Der chinesische Mensch.

Von Pearl S. Bud.

Die nachfolgende Bejehprobe ist einem soeben erschienenen Buche (Pearl S. Bud: „Die gute Erde. Roman des chinesischen Menschen.“ Zinnen-Verlag, Wien-Basel-Berlin) mit Erlaubnis des Verlags entnommen. Die Verfasserin ist als Tochter eines amerikanischen Missionärs im Innern Chinas geboren und sah bis zu ihrem 18. Lebensjahr außer ihren Eltern kaum je einen weißen Menschen. Sie kennt darum Land, Menschen und Verhältnisse Chinas wie nur wenige. „Die gute Erde“ ist ihr erstes Buch und es hat genügt, um die Autorin in Amerika weithin bekannt zu machen. Es ist ein hochwertiger Roman, der tiefe Eindrücke in die chinesische Seele, aber auch in die sozialen Verhältnisse Chinas, in das Denken und Fühlen der chinesischen Menschen erschließt und dem auch sprachlich und dichterisch ein hoher Rang in der erzählenden Literatur unserer Zeit zukommt:

Diese Stadt des Reichtums und der Pracht war untermauert mit Armut und inmitten dieser Armut lebte Wang Lung, und ein Tag war wie der andere. Während die Märkte überströmten von Lebensmitteln, während die Seidenhändler gleißende Fahnen von schwarzer, roter und orangefarbener Seide über die Straße wehen ließen, um ihre Ware anzupreisen, während reiche Männer, gekleidet in Seide und Samt, mit Händen, die weich und duftend waren wie Blumen, müßig einhergeschritten, gab es in dem Stadteil, in dem Wang Lung wohnte, nicht genug Nahrung, um den grimmigen Hunger zu stillen, und nicht genug Kleider, um die Knochen zu verhüllen.

Männer schufteten den ganzen Tag, um Brot und Kuchen für die Gastmähler der Reichen zu backen, und Kinder arbeiteten von Sonnenaufgang bis Mitternacht und warfen sich schmierig, wie sie waren, zum Schlaf auf den Boden und warteten am nächsten Tage wieder zum Backen und sie erhielten nicht Geld genug, um einen Laib des guten Brotes zu kaufen, welches sie für andere baken. Wieder andere Männer und Frauen machten schwere Belze für den Winter und weiche, leichte Belze für den Frühling und kostbare seidene Brokate, um jene zu kleiden, welche schweigten in dem Hebersfluß der Märkte; sie selbst aber hatten Mühe, ein Stückchen groben braunen Baumwollstoff zu erraffen und ihre Blöße zu bedecken.

Während Wang Lung so inmitten derer lebte, die schufteten, damit die anderen prassen konnten, hörte er viele seltsame Dinge, denen er nur wenig Beachtung schenkte. Die älteren

Fünf Tage später brachte eine Jagdgesellschaft den zer schlagenen Körper des Malaien Surja nach Malabar. Vor dem Bungalow Sallys setzten sie ihn nieder.

Im zerfetzten Saronggürtel fand Sally ein altes, zerstücktes Zeitungsblatt. Auf diesem Zeitungsblatte stand das Bild einer schönen weißen Frau.

Sallys Hände begannen zu zittern. Ihre Augen wurden groß. Ein leichter Rebel legte sich über die Welt. Die Menschen traten auf das zitternde Mädchen zu.

„Meine Mutter . . .“ sagte Sally. Und sie beugte sich und tastete mit bebenden Händen über die verwundete und geballte Hand Surjas.

Männer und Frauen freilich trugen schweigend ihr Los; Graubärte zogen Ritschas, schoben hochbeladene Karren und leuchteten unter schweren Lasten, bis die Muskeln an Armen und Rücken wie Tautz hervortraten, aßen ihre dürftigen Speisen, schliefen den Schlaf ihrer kurzen Nächte und schwiegen. Ihre Gesichter waren wie das Gesicht O-lans, ausdruckslos, stumpf: niemand wußte, was sie dachten. Wenn sie sprachen, was selten geschah, so sprachen sie von ihrem Hunger und wie sie ihn stillen könnten, von dem lärglichen Kupfergeld, das sie verdienten. Selten kam das Wort Silber über ihre Lippen, denn selten war Silber in ihren Händen.

Wenn sie ruhten, so war ihr Antlitz verzerrt wie in Grimm, aber es war kein Grimm. Die allzu große Anstrengung Jahr um Jahr hatte ihre Oberlippe hinaufgezogen, so daß ihre Zähne entblößt waren wie in einem Grinsen, und sie hatte tiefe Furchen in das Fleisch um ihre Augen und ihren Mund gezeichnet. Sie selbst wußten nicht, was für Menschen sie waren. Einmal rief einer von ihnen, als er sein Gesicht in einem Spiegel sah: „Seht doch den häßlichen Gesellen!“, und als die andern schallend darüber lachten, verzog er schmerzlich den Mund, denn er wußte gar nicht, worüber jene lachten und er blidte sich hastig um, weil er glaubte, er habe jemand beleidigt.

In den elenden Hütten, in denen sie lebten wie Wang Lung in der seinen lebte, hausten sie in bedrängter Enge. Die Weiber, die fast immer schwanger waren, nähren Lumpen zusammen, um ihre Kinder daren zu hüllen. Sie lungerten auf den Getreidemärkten umher, am elne Handvoll Reis zu stehlen, und während der Erntezeit folgten sie mit gierigem Vogelblick den Bauern, um jedes verlorene Körnchen zu erhaschen. Und in ihren Hütten wimmelte es von Kindern; sie wurden geboren und starben und abermals wurden Kinder geboren, bis weder Vater noch Mutter wußten, wie viele ihrer waren, denn für ihre Eltern waren sie nichts anderes als Mäuler, die man füttern mußte.

Die Männer arbeiteten hart, um einige Groschen zu verdienen, die Frauen und Kinder bettelten und stahlen; es waren ihrer viele und Wang Lung und sein Weib und seine Kinder waren unter ihnen.

Die alten Männer und die alten Frauen nahmen das Leben wie es war. Aber es kam die Zeit, wo die Knaben aufhörten, Knaben zu sein und doch noch keine Männer waren, und in dieser Zeit bemächtigte sich ihrer wachsende Unzufriedenheit. Unter diesen Jünglingen erhob sich ein Murren, böse und ergrimmt, und

später, als sie in Wahrheit Männer geworden waren und geheiratet hatten, hatte sich der Grimm ihrer Jugend in ihr Herz eingefressen und wurde zur wilden Verzweiflung, zur Auflehnung, die zu gewaltig war, um an bloßen Worten Genüge zu finden; ihr ganzes Leben lang schufteten sie ärger als das Vieh um eine Handvoll Abfälle, die gerade genügte, um ihren Bauch zu füllen. Als Wang Lung eines Abends solchem Gerede lauschte, hörte er zum erstenmale, was auf der andern Seite der großen Mauer war, an der ihre Hütte lebte . . .

Gibt es noch Urtiere?

Die Eingeborenen von Madagaskar sprechen noch heute von einem Tier, das aus der Vorzeit stammte und in den Sümpfen und Dschungeln von Madagaskar bis in unsere Zeit hineinlebte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im unweg-samen Innern der Insel noch hie und da ein Exemplar dieser Tierart erhalten ist. Die Eingeborenen nennen es *Tratrairatra*. Dieses Tier muß nach den gefundenen Skeletten größer gewesen sein, als der größte Gorilla. Der Zustand der Knochen läßt keinen Zweifel darüber, daß es vor hundert Jahren noch gelebt hat, und es ist die Beschreibung erhalten, die ein Mann gegeben hat, der es im siebzehnten Jahrhundert zu Gesicht bekam. Nach der Stellung der Augen und Rüstern nehmen die Gelehrten an, daß es sich um ein Tier gehandelt habe, daß teils im Wasser, teils auf dem Lande lebte. Zuletzt will man es bei Mondschein am Ufer eines Sees gesehen haben. Der Kopf allein soll 40 Zentimeter lang gewesen sein.

Die eigenartigsten Tiere befinden sich aber wohl in Mittelsafrika und in den noch unerforschten Urwäldern des Amazonasstroms. Vor zwölf Jahren erst entdeckte man in Mittelsafrika das Olapi, diese seltsame Straffenart, an deren wirkliches Vorhandensein zuerst niemand glauben wollte. Schon im Jahre 1888 hatte der berühmte Naturforscher Johnston diesem merkwürdigen Tier in den Wäldern von Turi nachgespürt. Aber erst viele Jahre später fand man Knochengerüste und Felle, so daß die Existenz dieses Tieres glaubhaft gemacht wurde. In den letzten Jahren sind verschiedene lebende Olapis von Belgisch-Kongo nach Europa geschickt worden; eines von ihnen befindet sich im Zoologischen Garten von Antwerpen.

Sehr eigenartig ist ein Reptil, das man in den Sümpfen von Liberia einige Male gesehen hat, das Linguin. Es soll einen krokodil-artigen Körper mit einem langen Hals haben. Wirkliche Anhaltspunkte für das Vorhandensein dieses Tieres sind aber noch nicht gegeben. In Liberia gibt es auch eine riesenbafte, mansgroße Klaye, das Pin, mit langen Ohren und Stummelschwanz. Sie ist so groß wie ein Tiger.

Man denkt dabei unwillkürlich an ein Raubtier der Tertiärzeit, den säbelzahnigen Tiger. Seine Hauer, die die Form wirklicher Krummjäbel hatten, ragten bei manchen Arten 15 Zentimeter aus dem Maul heraus und waren die schrecklichsten Waffen, die ein Raubtier haben kann. Das Äußere dieser Säbelzahniger war eine Mischung von Tiger und Löwe. Die gefundenen Skelette beweisen, daß es ein sehr plump gebautes Tier mit kurzem Schwanz und mächtig entwickelten Vorderbeinen war, also wohl kein großer Läufer gewesen sein kann. Die Oberkiefer waren unerhört ausgebildet. Die Augen lagen dicht neben den Ohren. Ein ungewöhnlich langes Kinn gibt dem Kopf eine merkwürdige Form.

Wahrscheinlich hielt sich der Säbelzahniger in freier Gegend auf, weshalb seine Hautfarbe einfarbig gewesen sein dürfte mit dunklen

Streifen, ein uralter Farbhyp für die Säugtiere.

Der Säbelzahniger ist dann später allmählich ausgestorben. In seiner Blütezeit war er über größere Teile von Europa, Asien sowie Süd- und Nordamerika verbreitet. Es wird angenommen, daß er etwa bis zum Schluß der Tertiärzeit gelebt hat, also vor etwa anderthalb Millionen Jahren.

Wie diese Tiere ihre ungeheuren Hauer angewandt haben, ist zweifelhaft. Sie konnten sicherlich auf gewöhnliche Art beißen, denn einestheils waren die Unterkiefer verhältnismäßig schwach, andererseits hinderten die mächtigen Krummhauer sie, das Maul richtig weit zu öffnen. Wahrscheinlich aber benutzten sie die Hauer, um die Halspulsader der Beute aufzureißen und dann das Blut auszusaugen.

Albert Rüd.

Rebeblüten.

Ueber die Tätigkeit im Deutschen Reichstag äußerte sich einmal ein deutschnationaler Abgeordneter. „Was wir hier machen“, sagte er, „ist doch nur weiße Salbe; man muß das Kind beim richtigen Namen nennen.“

Der Sozialdemokrat Krätzig empfahl bei Gelegenheit dafür „den Herren, sich auf den Hosenboden zu setzen und tiefer zu schürfen.“

Zur Rassenfrage wurde einmal festgestellt: „Die Weißen sind systematisch jedem Individuum feindlich, in dessen Adern schwarzes oder gelbes Blut fließt.“

Abgeordneter Kube sagte: „Wir haben keinen Anlaß, in das zarte Verhältnis zwischen Reichspräsidenten und Staatssekretär Meißner unser Wasser zu gießen.“

Die schönsten Sachen aber sind im Brenzlischen Landtag passiert. Da hieß es einmal: „Ich warne Sie, diesen Geschenktwurf auf die lange Bank zu schieben, denn er wird sich dort in eine Seeschlange verwandeln, die man nicht übers Knie brechen kann.“

Eine Landtagsabgeordnete aus Ostpreußen sagte bei einer Etatsberatung warnend zu den Ministern: „Es ist unmöglich, daß Familien mit so großen Köpfen in so kleinen Wohnungen hausen.“

Im Rechtsausschuß des Landtags sagte einmal ein Kommunist: „Ja, Herr Kollege Lübecke, Sie haben sich da einen Bären aufbinden lassen und freieren nur diesen Bären neu an.“

Ein Abgeordneter, der sich der Landwirtschaft annahm, behauptete erregt: „Das Schwein beschützen, heißt uns selber beschützen!“

Als Abgeordneter Gieseler noch bei den Deutschvölkischen im Landtag war, sagte er: „Die Demokraten sind Freihändler und sehen alles durch die Brille des Großhans an.“

Der Kommunist Jaddasch hat einmal auf einer Versammlung der geschädigten Ausländer deutschen gesagt: „Die anderen Parteien zeigen eine gespaltene Zunge, mit der sie vorne Ja, hinten Nein antworten.“

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung meinte einmal ein Mitglied: „Der Kollege Koch läuft hier herum wie eine gestochene Biene.“

Manche Stillschützen fallen schon unter die Abteilung Unterbewußtsein, so wenn es bei einer Ansprache passierte, daß der Veranstalter seinen „herzlichsten Dank für die trostlose Gedächtnisrede“ abstattete. Der Alterspräsident des Zentrums, Herold, sagte einmal: „Zu unserm Bedauern ist das Beamtenkabinett gescheitert worden“, und er sagte damit „aus Versehen“ etwas sehr Richtiges.

Weide meine Gschafe.

Von Adam Polewka.

Ein Gelehrter sagte in einer Schrift: Es gibt keine Hölle, und nur die Ewigkeit selbst ist die Hölle für den Missetäter.

Ein anderer meinte, daß es keine Hölle aus Feuer gäbe.

Ein dritter Gelehrter sagte: Es gibt keine Hölle, sondern im Verbrecher allein ersticht das Feuer, das ihn brennt und verzehrt.

Der Pfarrer Andreas blickte in die Flamme des Bunsenbrenners und erwog die technische Möglichkeit eines „ewigen Feuers“.

Halb zum Scherz, halb aus Ernst beschäftigte er sich mit der technischen Seite des dogmatischen Problems.

Ich beobachtete ihn sorgsam.

Er sprach mit sich selbst.

Interessiert und mit der Aufmerksamkeit des Reporters, der ein sensationelles Interview wittert, verfolgte ich ihn mit den Augen.

Vor Freude rieb ich die Hände.

Andreas war Pfarrer in einer kleinen Fischeriedlung, einige Meilen von der Stadt B. entfernt, aber er beschränkte seine Seelsorgerpflichten auf das Messelesen, dann fuhr er in die Stadt, wo er bis zur Dämmerung in seinem Laboratorium den Tag verbrachte.

Vor Jahren hatte er Chemie studiert und blieb bis zu seinem Lebende den Experimenten und Reaktionen treu.

Vor einem Monat hatte ein Wunder ein lautes Echo in der Presse gefunden, das sich in der St. Bartholomäuskirche in jener Fischeriedlung ereignet hatte, wo eben Andreas Pfarrer war.

Man empfahl mir, ihn zu interviewen.

Ich gebe ehrlich zu, daß ich in dem Augenblick, wo ich die ersten Worte mit diesem Menschen wechselte, das eigentliche Ziel meines Besuches vergaß und es mir gleichgültig war, ob die Madonna den Kopf bewegt hatte oder die Hand und welche Worte sie dabei gesprochen hatte.

Er selbst nahm mein gesamtes Interesse gefangen.

Sager und hoch gewachsen, von scharfem Profil, machte er den Eindruck eines Halb-Mönchs, eines Halb-Alchimisten.

Er stellte die Frage: „Interview?“

Bevor ich antworten konnte nickte er mit dem Kopfe: „Gut.“

Die alte Wirtschaftlerin, deren Gesicht von Boden porös wie ein Schwamm war, brachte das Frühstück, stellte das Tablett auf das kleine Kuchentischchen und blickte mit ihren schwarzen Augen schielend auf mich.

Pfarrer Andreas nahm Platz und las, ohne sich zum Essen anzuschicken, die Protokoll vom Tablett.

Auf dem Tisch stand ein Osterlamm aus Gips.

Mein Partner knietete in der Hand das flebrige Brot und drehte aus ihm Kugeln, die er auf der langen, schmalen Hand dem weißen Lamm reichte, als wenn er es fütterte.

Er erzählte.

Während des letzten großen Sturmes gingen ungefähr 30 Fischerlähne unter, und fast fünfzig Fischer aus seiner Pfarodie, denn nur einige zehn von ihnen hatte der englische Dampfer aus dem Wasser gezogen.

An die dreißig Familien verloren den Lebensunterhalt, den es waren nicht nur Familienväter untergegangen, sondern es war auch das ganze Vermögen manches Fischers dahin — das Boot.

In der kleinen Kapelle der St. Bartholomäuskirche steht eine Madonnenstatue aus Marmor.

(Ich warf ein: „Ich weiß.“)

Einige Tage nach dem Sturm hängte der alte Antonello, ein reicher Sardinenhändler, ein goldenes Boot als Opfer für die marmorne Madonna auf, die bewirkt hatte, daß er bei jenem Gang nicht Anteil genommen hatte und wie durch ein Wunder dem Unglück entgangen war.

Da nun dreißig Familien in einer Nacht an die Schwelle der Not gelangt waren, redete der Pfarrer Andreas dem alten Händler zu, statt Weihgeschenke aufzuhängen, den Unglücklichen eilends zu helfen.

Aber Antonello wollte von der Hilfe für die Armen nicht einmal hören.

„Ich bin selbst arm“, stotterte er, „arm — pobero diavolo — sehr, sehr arm. Der Madonna muß man — muß man — aber dem Nächsten — nicht — nein!“

Er hängte sein Boot inmitten der anderen Botivgeschenke auf, sah die Madonna mit fanatisch finsternem Blick an und brüstete sich mit seiner Gabe.

Es kamen noch etliche andere und hängten hinter dem Glase goldene Herzen auf. Dann kamen sie oft in die Kapelle und freuten sich, daß dort ihr Gold unangetastet hing, war es doch der Madonna zum Opfer gebracht worden.

Einige Tage später, als die Trauermesse für die Seelen der Ertrunkenen gelesen wurde und die ganze Kirche von Zeugnissen und icht unheimlichem Geschehnissen widerhallte, geschah das Wunder.

Die Leute erstarrten vor Bestürzung.

Ueber die bleichen, vor Bestürzung versteineren Gesichter flossen Tränen auf die im finsternen Schrei geöffneten Lippen.

Es geschah ein Wunder.

Die Madonna winkte mit der Hand. Die Bewegung war kurz aber gut sichtbar.

Der bestürzte Mitleidstrank bedeckte mit dem Ellenbogen die Augen und läutete in der Bestäubung wie toll.

Niemand hörte ihn, aber alle hörten die Worte der Madonna: „Die Herzen tauscht und die Boote aus Gold gegen Brot und hölzerne Lähne ein.“

Der Pfarrer Andreas war damals in der Kirche nicht anwesend. Die Messe las der Vikar.

Drei Wochen darauf haute man dreißig Lähne und dreißig Familien erhielten ein bescheidenes Vermögen.

Sogar der alte Antonello spendete freiwillig Gold.

Die Freunde betäubte die armeneligen. Weinend warfen sie sich auf den Boden der Boote und lang, lang angestreckt daliegend, küßten sie die Bretter.

Pfarrer Andreas brach ab.

Er blickte vor sich hin, dann lächelte er das weiße Lamm an und reichte ihm die Handfläche mit den Brotkugeln.

Plötzlich wandte er mit einer scharfen Bewegung das Gesicht mir zu. Sein Blick durchbohrte mich durch und durch.

Ich fühlte, daß er etwas Ungewöhnliches sagen würde.

Er buchstabierte fast:

„Ich selbst habe dies Wunder bewirkt.“

Ich verlor die Sprache.

„Ein Wunder in des Wortes eigentlicher Bedeutung war es nicht gewesen“, sprach er

